



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoral Konferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

17. Jahrgang.

Blumenau, im August 1924.

Nr. 8.

An unsere Leser.

Wie oft bin ich betteln gegangen, lest doch den Christenboten. Nun wende ich mich an Euch: Werbt doch für unser Blatt, das keiner Partei dient, sondern Speise für den inwendigen Menschen darreichen will. Es genügt nicht, daß Du, lieber Freund, Deinen Christenboten nach dem Lesen an den gewohnten Platz legst. Weitergeben und werben, das soll Deine Aufgabe sein! Wir meinen, daß das alte und doch ewig neue Evangelium auch den Menschen unserer Zeit Kraft und Trost geben kann. Du sagst, Du hast keine Zeit für solche Dinge. Nein, lieber Freund, der Du so sprichst, so oberflächlich bist Du doch nicht, um nach dem Woher und Wohin Deines Lebens nicht nachdenken zu wollen. So versuche es doch einmal mit dem Boten. Sei nicht so ungastlich oder, was ich von Dir nicht glaube, gar geizig und beherberge diesen Fremdling. Er wird Dein treuer Freund auf dem Lebenswege werden und Dir mancherlei Gutes bringen. Nun müßten doch Bestellungen kommen — denn ich meine mich auf das Bitten zu verstehen, aber ich will warten: Der Erfolg wird es ja lehren.

Mit herzlichem Gruß

Euer Christenbote.

Willst Du wissen, Geliebter, die Kraft des Kreuzes und welches die Worte sind zum Lobpreis des Kreuzes, so höre: Das Kreuz ist:

Der Kirche Grundstein,
Der Apostel Botschaft,
Der Propheten Verkündigung,
Der Märtyrer Ruhm,
Der Einsiedler fromme Übung,
Der Jungfrauen Sittsamkeit,
Der Priester Freude.

Der Könige Majestät,
Der Welt Sicherheit,
Teufels Besiegung,
Siegesmal wider die Dämonen,
Der Tempel Zerstörung,
Der Altäre Umsturz,
Des Opferduftes Verschwinden.

Der Unfrommen Verderben,
Der Ungerechten Richter,
Der Reichen Zügel,
Der Hoffärtigen Vernichtung.

Nicht denen, die in Finsternis sitzen,
Der Geschloßenen Geleß,
Der Barbaren Menschlichkeit,
Der Sklaven Freiheit,
Der Angelehrten Weisheit,
Der Viederlichen Belehrung,

Der Unrecht Leidenden Rächer,
Der Gerechten Pfeiler.

Der Seefahrer Steuermann,
Der Sturmumtobten Hafen,
Der Kriegsbedrängten Mauer,
Der Verirrten Weg.

Der Gedrückten Ausspannung,
Der Ratlosen Wohlergehen,
Der Verzweifelten Hoffnung.

Der Kraftlosen Kraft,
Der Kranken Arzt,
Der Dahmen Stab,
Der Sichtbrüchigen Schnürung,
Der Ausfägigen Reinigung.

Der Armen Trost,
Der Hungernden Brot,
Der Durstenden Quell,

Der Unmündigen Hüter,
Der Unmündigen Erzieher,
Vater der Waisen,
Beistand der Witwen,
Der Männer Haupt,
Der Alten Vollendung,
Der Christen Hoffnung,
Der Toten Auferstehung.

(Chrysostomos.)

Du mußt Dich ergeben, einsam zu leben,
ruhig zu schweigen, der Not Dich zu beugen,
bei Welt und bei Leuten nicht viel zu bedeuten,
von besseren Räumen wachend zu träumen,
auf Sand nicht zu bauen, Gott mehr vertrauen.

Jesus lebt.

Woran sollen wir erkennen, daß er lebt? Johannes der Täufer schickte einst zwei seiner Jünger zu Jesu und ließ ihn fragen: Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten? Jesus sagte: Gehet hin und saget Johannes wieder, was ihr hört und seht: Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Ausfägigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet und selig, der sich nicht an mir ärgert." Das ist noch heute seine Antwort an uns, wenn wir fragen: Bist Du der Lebendige oder bist Du tot und erledigt? Er weist uns dahin, wo er schon in seinen Erdentagen am liebsten war: zu den Mühseligen und Beladenen, wo Leidende aller Art sind, da will er sich offenbaren. Wohl gemerkt nicht in schwärmerischen, weichen Gefühlen, Gedanken und Betrachtungen sondern im Gewissen. Der lebendige Christus ist nicht in Worten, noch

weniger in bloßen Gefühlen, sondern in Kraft. Wenn er in unserem Gewissen lebendig wird, dann wird er uns ganz deutlich. Denn dann beginnt der Kampf gegen die verborgenen Feinde, die Lieblosigkeit, den Mammonsdienst, die Eier und die innere Unsauberkeit. Er macht Mut und Hoffnung, Freudigkeit und Kraft zum Zugreifen und Helfen. Dann stillt er Stürme der Sorge und Angst, öffnet die Augen für Gottes Wege, macht unsere unsicheren Gedanken fest, nimmt den Ausschlag der Schuld von uns und zeigt uns, daß unsere Toten leben. Aus solchen Erfahrungen sagt Paulus: „Ich lebe, doch eigentlich nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Der lebendige Christus war ihm so gewiß, wie sein eignes, durch ihm neu gewordenes Leben. Wer es merkt, wie der lebendige Christus an ihm arbeitet, fragt nicht mehr nach Beweisen. Er weiß aber aus eigener deutlicher Erfahrung, daß Jesus Christus eine lebendige Wirklichkeit ist.“

Vater, Deine Wege sind wunderbar,
Aber dennoch weiß Dein Kind fest und klar,
Daß der Weg durch Angst und Schmerzen
Aufwärts führt zu Deinem Herzen,
Wo wir selig sind bei Dir, für und für.

Vers 1—5 zu dem Liede: „Nun sich der Tag geendet“.

Wenn sich die Sonn erhebt, die dieses Rund belebet,
Bald grüß ich Dich mein Licht, wenn sie sich wieder neigt,
mein Geist vor Dir sich beugte mit innigster Anbetungspflicht,

Die Sonne, Mond und Sterne, was in der Näh und Ferne
hier schönes wird gesehn, was sich auf Erden reget,
was Luft und Wasser heget, soll mit mir Deine Macht erhöhen,

Mit den viel tausend Chören der Selgen, die Dich ehren vor
[Deinem Throne da,
mit aller Engel Scharen will ich mein Liedlein paaren,
und singen mit Halleluja.

Vor Dich mit Ehrfurcht treten, Dich loben, Dich anbeten,
o davon lebet man, wohl dem, den Du erlesen, Du seligmachend
[Wesen,

daß er zu Dir so nahen kann,

Die Zeit ist wie verschendet, drin man nicht Dein gedenket,
da hat man nirgends gut,
weil Du uns Herz und Leben allein für Dich gegeben,
das Herz allein in Dir auch ruht.

Binzendorfs Lied Abendgedanken.

Du Vater aller Geister, du Strahl der Ewigkeit
Du wunderbarer Meister, Du Inbegriff der Zeit,
Du hast der Menschen Seelen in deine Hand geprägt,
Wem kann's an Ruhe fehlen, der hie sich schlafen legt.

Es ziehn der Sonnen Blicke mit ihrem hellen Strich,
Sich nach und nach zurücke, die Luft verfinstert sich,
Der dunkle Mond erleuchtet uns mit erborgtem Schein,
Der Tau, der alles feuchtet, bringt in die Erden ein,

Das Wild in wüsten Wäldern geht hungrig auf den Raub,
Das Vieh in Busch und Feldern sucht Ruh im stillen Laub,
Der Mensch, von schweren Lasten der Arbeit unterdrückt,
Beginnet auszurasen, steht schläfrig und gebückt.

Der Winde Ungeheuer stürmt auf die Häuser an,
Wo ein verschlossenes Feuer sich kaum erhalten kann,
Wenn sich die Nebel senken, verliert man alle Spur,
Die Regenström' ertränken der flachen Felder Flur,

Da fällt man billig nieder vor Gottes Majestät,
Und übergibt ihm wieder, was man von ihm empfängt,
Die ganze Kraft der Sinnen senkt sich in den hinein,
Durch welchen sie beginnen und dem sie eigen sein.

Das heißt den Tag vollenden, das heißt sich wohl gelegt,
Man ruht in dessen Händen, der alles hebt und trägt,
Die Himmel mögen zittern, daß unsere Feste kracht,
Die Elemente wittern: so sind wir wohl bemacht.

Die Pastoralkonferenz vom 20. und 21. Juli 1924.

Am 20. und 21. Juli tagte die evangelische Pastoralkonferenz von S. Catharina in Brusque. Die Gloden der stattlichen u. durch Opferwilligkeit im äußeren Glanze neuerstandenen Kirche riesen um 9 Uhr die Gemeinde zum Festgottesdienst. Wie sinnig und schön war das Innere des Gotteshauses geschmückt worden. Durch das Eingangslied: „Ein feste Burg ist unser Gott“ sammelte die sehr zahlreich erschiene Gemeinde sich um das Evangelium. Die Eingangsliturgie hielt Pastor Ratsch; Dann brachte der Kirchenchor unter Leitung von Pastor Ratsch mehrstimmig: „O daß ich tausend Zungen hätte“ zum Vortrag. Es war eine Erquickung, einen so klaren und vortrefflich geleiteten Chor mitanhören zu dürfen. O Jesu, Jesu, Gottesohn, leitete zu der Festpredigt von Pastor Oßas über. Matth. 17, 8 war der Text: Da sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand denn Jesus allein.“ Wie eindringlich und klar wußte der Festprediger uns ins Gewissen zurückzurufen: „Suche Jesum und sein Licht, alles andere hilft Dir nicht“. Weder Geld noch Macht werden die Fragen der Zeit und unsere Lebensrätzel lösen, nur Jesus Christus allein kann helfen. Er, der Mittelpunkt und das Ziel aller Geschichte kann auch heute noch Menschen zum Frieden führen. Durch ihn kommen wir los von der Welt, hin zu Gott. Jesus allein soll die Lösung sein. Es war eine gewaltige uns bis in das Tiefste unserer Seele ergreifende Predigt, die in den Herzen der Andächtigen neue Willensanstriebe hin zu Jesus Christus schuf. Die Schlußliturgie wurde von Pastor Ratsch gesprochen. Nach dem Gottesdienst vereinigte Beicht und Feier des heiligen Abendmahls die erschienenen Amtsbrüder. Pastor Bornfleth, Florianopolis wußte mit schlichten und tiefen Worten uns vom Kreuzglauben zur Quelle wahrhaft evangelischen Glaubens zurückzuführen. „O daß Du glauben könntest, Du würdest Wunder sehn, so klang es durch seine Beichtrede. Nach dem Abendmahl, an dem alle Amtsbrüder teilnahmen, durften wir noch das Vargo von Frau Pastor Ratsch vorgetragen hören. Es war ein durchaus folgerichtiger Gedanke, am Sonntag nachmittag um 2 Uhr die evangelische Gemeinde zu einem Familienfest zu vereinigen. Denn wir meinen, daß die wahrhaft christliche Familie der Mutterboden für alle gesunde und reine Entwicklung ist. So waren im Schälenhaus sehr zahlreiche die Brusquer Familien aus Stadt und Land erschienen. Drei Worte des Glaubens wurden von einem Mädchen deklamiert. Pastor Hohlfeld war bereitwillig, uns einen Vortrag über Erlebnisse unter afrikanischen Heiden und Christen zu halten. Eine ganz neue Welt tauchte vor unserem geistigen Horizont auf. Der Redner verstand so anschaulich zu erzählen, daß wir mit Schmerz an das dachten, was wir verloren haben. Möchte bald wieder die Zeit kommen, wo wir unseren Weltberuf erfüllen können, Evangelium zu verkünden und somit Mission zu treiben. Unter Leitung von Pastor Ratsch sang ein Doppelchor: „Wenn ich den Wanderer frage“, der Chor das Lied: „Aus der Jugendzeit“. Viele musikalische Genüsse wurden uns noch geboten („Das Kreuz von Golgatha, Alle Wiesen sind grün, Rosenstock Hollerblüh, Guten Abend, gute Nacht, die Sonn erwacht). Aber auch die heitere Muse kam zu Gehör; Körners Lustspiel „Die Gouvernante“ entzückte Alt und Jung — dabei wurde auch vortrefflich gespielt. In einem Schlußwort wandte sich Pastor Bornfleth an die Erschienenen. Wir hoffen, daß gerade in Brusque, wo Pastor Bornfleth auch als Seelsorger gewirkt hat, seine so herzlich gehaltene Worte nicht unfruchtbar bleiben werden. Einigkeit macht stark; einmal — so Gott will — muß die Zeit kommen, wo Verständnis für den Verband der Gemeinden von Santa Catharina, Liebe zueinander, Zusammengehörigkeitsgefühl mit den Glaubensgenossen das schaffen wird, was unsere Arbeit sich als Ziel steckt, eine evangelische Kirche deutscher Zunge in Brasilien. Darum — so schloß Pastor Bornfleth — seid einig; denn Einigkeit macht stark. Die Pastoralkonferenz dankt Pastor Ratsch und seiner Gattin, die in Aufopferung und Hingabe das Fest so gestaltet haben, daß alle fröhlich von dannen zogen. Dieses Familienfest war ein Beweis dafür, daß auch ohne Ball und Alkohol oder gar nach einer Messerstecherei Menschen zusammenkommen können und dabei fröhlich sind. Am Montag hielt Pastor Ratsch seinen wissenschaftlichen Vortrag über das Thema: F. W. Försters Buch „Christus und das menschliche Leben“; daran schloß sich eine Aussprache. Zum Vorsitzenden der Pastoralkonferenz wurde Pastor Hohlfeld, Limbo, zum stellvertretenden Pastor Bangbein, Pommerode, und zum dritten Pastor Bornfleth, Florianopolis. Die Schriftleitung des

Kenboten wurde Pastor Goosmann, Badensurt, übertragen. Der Christenbote nimmt auf Beschluß der Pastoral-Konferenz alle Familiennachrichten gegen eine mäßige Gebühr auf und bittet um recht rege Beteiligung unserer Gemeindemitglieder. Am Montag nachmittag besichtigte die Konferenz die Fabrikanlagen der Firma Renaux. Wir durften den Werdegang von der rohen Wolle bis zum feinsten Tuch sehen und staunten über die Wunder der Technik. Diese Fabrik hat einen großen Arbeiterstamm; alle Arbeiter, die über ein Jahr in der Fabrik tätig sind, werden am Gewinn beteiligt. Am Dienstag schieden die Amtsbrüder von einander. Die Pastoral-Konferenz denkt gern an ihre Tagung in Brusque zurück. Sie war eine innere Stärkung, eine wahre Pfarrarüstzeit für die Amtsbrüder. Wissenschaft und Leben gaben sich die Hand. Sie dankt auch an dieser Stelle für die so überaus herzliche Aufnahme, die ihre Mitglieder in Brusque erfahren haben und ruft in treuem Gedenken der Gemeinde Brusque insbesondere dem lieben Pfarrhaus ein „Gott grüße dich“ zu!

Zum hundertjährigen Jubiläum der Berliner Missionsgesellschaft.

Hundert Jahre sind im Leben jedes großen Verbandes ein wichtiger Einschnitt, bei dem sinnend das Auge rückwärts schaut, um die zurückgelegte Strecke Wegs noch einmal nachdenklich zu überschauen. Wir zeichnen aus der reich bewegten Geschichte der Berliner Mission nur einige anschauliche Bilder.

1. Die Anfänge der Berliner Mission sind aufs engste verwachsen mit dem Wiedererwachen der pietistischen Bewegung nach den furchtbaren Stürmen der französischen Revolution und der napoleonischen Zeit. Im Jahre 1823 erließ der berühmte junge Kirchenhistoriker an der Berliner Universität Prof. August Neander, angeregt durch die ihm zugegangenen Berichte von erfolgreicher Tätigkeit verschiedener neuerer englischer Missionsgesellschaften einen Aufruf zur Beisteuer für diese. Als dieser Aufruf ein unerwartet günstiges Echo fand, tat er sich in Berlin am 29. Februar 1824 mit einigen führenden, meist jungen Männern aus den oberen Kreisen zusammen und gründete die „Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden“. Zu diesem Kreise gehörten außer Neander der junge Professor Tholud, der freilich schon 1829 nach Halle versetzt wurde, die beiden Professoren der Jura von Bethmann-Hollweg, der Großvater des späteren Reichskanzlers, und von Lantzolle, Major von Röder, Geheimer Bergrat von Laroche, Justizrat Fode, Major von Gerlach und einige andere. Die Anfänge der Gesellschaft waren ziemlich bescheiden. Das Berliner Komitee legte zwar mit großer Treue. Diese meist vornehmen Herren der Beamtenaristokratie, der Universität und des Heeres pflegten die Missionsliebe wie eine zarte Wunderblume in der Oede ihres amtlichen Lebens, deren Wachstum ihnen Freude und deren Duft ihnen Erquickung brachte. Aber nur langsam schlossen sich ihnen Hilfsvereine und Hilfsgesellschaften an. In den ersten Jahren sandte man zaghaft und mit vielem Ueberlegen zwei Zöglinge in das Basler Seminar. Im Jahre 1829 wagte man es, ein eigenes Seminar zu eröffnen. Es bestand noch kein eigenes Missionshaus. Das Komitee hatte auch noch nicht den Mut, die Leitung und den Unterricht der Missionszöglinge so weit in die Hände eines Seminarleiters zu legen, daß daraus eine fruchtbare und befriedigende Lebensarbeit werden konnte. Die ersten Lehrer blieben nur einige Monate, die folgenden wie Heller, Zeller, Schüttge, Blech und Mühlmann, wenigstens einige Jahre. Sie wurden zu den Beratungen des Komitees nur ausnahmsweise und nur zur Berichterstattung gezogen. Neben ihnen half man sich mit schnell wechselnden Kandidaten und, wenn irgend möglich, gaben die Komiteemitglieder selbst Unterricht und kümmerten sich um die inneren und äußeren Verhältnisse des Seminars. Ein wichtiger Fortschritt war es, als 1838 ein eigenes Missionshaus in der Sebastianstraße bezogen werden konnte. Es ging freilich bei dieser erbaulichen Baugeschichte nicht ohne Reibung ab. Der gesegnete Evangelist und Erweckungsprediger Pastor Gohner an der Bethlehemskirche hatte zwei von ihm erweckte Männer, den Unteroffizier Häusler und den Leberhändler Seifert, angeregt, für den Missionshausbau in Berlin Sammlungen zu veranstalten. Aber er meinte dann doch, daß eine Missionsgesellschaft, Missionsseminar und Missionsinspektor zu viel Betrieb für eine Reichsgotteslade sei; obgleich er noch 1836 eine ge-

waltige Missionsfestpredigt gehalten hatte, trat er bald darauf aus dem Komitee aus.

Die Berliner Mission hatte in der Heimat damals die Freude, daß im pommerschen Hinterlande im Kreise ihrer Freunde eine große Erweckungsbewegung bestand. Sie wurde hauptsächlich von Pastoren gepflegt. Eine ganze Reihe dieser Männer hat geradezu eine kirchengeschichtliche Bedeutung erlangt: Görde in Jarben, Gustav Ansl in Musterwitz, Meinhof in Gramenz, Maresch in Jassow, Behn in Mühlenow u. a. Die Bewegung hatte von vornherein einen starken missionarischen Einschlag. Die Missionsfeste waren ihre Höhepunkte. Sie bildeten sich zu geistlich belebten evangelischen Volksfesten aus, zu denen die Land- und Stadtbevölkerung von weit und breit zusammenströmte und nicht satt wurde, sich evangelistisch anregen und sich von der Mission erzählen zu lassen. Es war schmerzlich, daß in dies frische Frühlingsregen der Meltau der alflutherischen separatistischen Bewegung hineinfiel. Manche Führer der Erweckungsbewegung glaubten ihr Luthertum innerhalb der preussischen Union nicht ausreichend gewährleistet. Das Bestreben zu stärkerer konfessioneller Ausprägung ging damals durch ganz Deutschland, ja fast durch den gesamten Protestantismus.

2. Wallmann. Es war günstig, daß gerade in jener schwierigen Zeit ein hervorragender Mann zum Missionsinspektor berufen wurde, Pastor Wallmann aus Quedlinburg. In seiner Vaterstadt wegen seines ausgeprägten pietistischen Luthertums heftig angefochten, ging er auf ein Jahrzehnt als Missionsinspektor nach Barmen, fühlte sich aber doch im Kreise der rheinischen Missionsfreunde nicht ganz am Platze und folgte gern dem Ruf in die ihm von Hause aus näher stehende Berliner Missionsgesellschaft. Diese war eben durch eine Krise hindurchgegangen. Neben dem Missionsinspektor Mühlmann war ein in der lutherischen Separation in Baden ausgetretener Geistlicher namens Haag zur Pflege des heimatlischen Missionslebens in das Missionshaus berufen. Er hatte aber mit seinem extremen Luthertum unter den Zöglingen des Seminars gewählt und trat eines Tages mit fünf von ihnen aus der Berliner Mission aus. Gerade damals trat Wallmann ein. Er warf sich sogleich mit Leib und Seele sowohl in die Leitung des Missionsseminars wie in die Pflege des heimatlischen Missionslebens. Er war ein ausgezeichnete Lehrer und mehr als das: er wußte auch auf die Charakterbildung und die religiöse Entwicklung der Seminaristen einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Für die heimatlische Missionsarbeit kam ihm eine frische, vollständige Beredsamkeit und vielleicht noch mehr eine ausgezeichnete literarische Darstellungsart zu gute. Er wußte sowohl die halbmonatlichen „Berliner Berichte“ wie auch den von ihm begründeten „Missionsfreund“ so anziehend zu gestalten, daß sie weithin gern gelesen wurden. Vor allem aber überzeugte sich Wallmann bald, daß die bisher betriebene Missionsarbeit in Südafrika verzerzt sei und keinen rechten gesunden Ausgangspunkt für eine gedeihliche Arbeit bot. Er benutzte deshalb gern verschiedene sich bietende Gelegenheiten, um einen Vorstoß nach dem eben sich erschließenden Transvaal zu machen. Der Versuch, in das Swasiland einzudringen, mißglückte zwar. Aber die jungen Missionare Grünher und Merensky konnten in Gerlachshoop und Schalatlolu die ersten Stationen unter den Bakopa und den Bapedi in Sekukunis Land anlegen. Die Zerstörung der Bakopa-Station Gerlachshoop und die Christenverfolgungen in Sekukunis Land, die zur Vertreibung der dortigen Christen und zur Anlegung der Station Botshabelo führten, waren die letzten aufregenden Ereignisse unter Wallmanns Inspektorat, scheinbar ein Zusammenbruch, der doch zu einem hoffnungsvolleren Neuanfang führen sollte.

Wallmann hatte schon keine feste Gesundheit gehabt, als er in das Berliner Missionshaus eintrat, und er schonte sich nicht. Unermüdlich reiste er auf Missionsfeste, und legte im offenen Wagen, nicht selten bei strömendem Regen, weite Wege zurück, um teils am Sonntag morgen zum Missionsfest zur Stelle zu sein, teils am Montag früh wieder auf dem Katheder des Missionsseminars zu dozieren. Sein zarter Körper hielt die Strapazen nicht aus. Es bildete sich ein schweres Halsleiden aus. Wallmann mußte den geliebten Dienst, an dem sein ganzes Herz hing, aufgeben und starb bald darauf als Emeritus in seiner Vaterstadt Quedlinburg.

(Schluß folgt.)

Geist und Geld.

Von Dr. Schreiner, Hamburg.

Heinrich von Treitschke hat einmal davon gesprochen, daß Millionen schmieden, hämmern und pflügen müssen, damit einige Tausende denken und dichten. Man kann dies Wort richtig verstehen. Die Gegenwart versteht es satanisch. Reichtum ohne Mäßen steht erschütterndem Elend gegenüber, das genießende Volk dem hungernden Volk. Die lebensvolle Spannung gottgelehnter Unterschiede hat sich unter der ungeheuren Uebermacht von Geld und Besitz vertieft zu den Spannungen von Reichtum und Armut. Die Vertiefung ist zu tödlichem Riß geworden. Wir empfinden es fast nur noch als ein Kuriosum, wenn ein Mensch auf der Höhe seines Besitzes in der Seele frei blieb von der Knechtschaft des Geldes. Oder aber es ereignet sich das Eigentümliche vor unseren Augen, daß dieser seltene Fall sich offenbart als die innere Freiheit einer dienenden und opfernden Persönlichkeit. Dann stehen wir ehrfürchtig still vor der königlichen Freiheit solchen Menschentumes. Der Sinn des Besitzes enthüllt sich als die Berufung zum Dienst. Auch heute noch begegnen uns solche Menschen, die noch eine Höhe kennen über dem glänzenden Gipfel der Schätze dieser Erde. Aber sie sind Seltenheiten und unter Millionen ist ihrer nur einer. Doch dieser eine ist Wunder, ein lebendiger Tatbeweis für die Umwertung aller Werte, die in einem Menschenherzen geschehen kann. Aber der Blick auf die Gesamtheit macht frei von jeder Täuschung. Wenn man Tag um Tag beides zu sehen bekommt, die Stätten des Elends und die Marmorpaläste der Reichen dann weiß man, wie die Dinge stehen: hoffnungslos. Der Gott dieser Welt herrscht nahezu uneingeschränkt und ebenbürtig reißt sich neben den Kapitalismus derer, die das Kapital haben, der Kapitalismus derer, die es nicht haben — und dann zuletzt der Kapitalismus derer, die zu feige sind, ihn zu bekämpfen. An nichts hat sich die Geißlosigkeit der Christenheit so furchtbar bewiesen, als an ihrer ohnmächtigen Zurückhaltung gegenüber dem Mammonismus. Es hilft nichts, nur bei dem Satz stehen zu bleiben, daß Reichtum Gesinnung ist. Das Herz des Kapitalismus ist der Zins, sein Pulsschlag der organisierte Wucher. Der Kaufmann der Gegenwart hat keine Zeit, darüber nachzudenken. Auch in der Wissenschaft warten wir noch auf die mannhafte Tat des Denkens, die in dieser Hinsicht eine neue Sittlichkeit wagt auf der Grundlage der Erneuerung gegenwärtiger Wirtschaftszusammenhänge. Keineswegs ist es zufällig, daß alle großen Kulturen der Erde an dem Fluch des Kapitalismus zu Grunde gegangen sind. Man kann deutlich mit Händen fassen, wie der Fluch seine düsteren Schatten über alten und neuen Reichtum breitet. Wer die Menschen kennt, gezeichnet mit dem Mal der Angst, es könne doch eines Tages wieder alles entschwinden, es könne die Hand des Schicksals alles zunichte machen, wie der Hammerschlag, der herabfiel auf Japans Kultur und die Herrlichkeit der Erde in einem Nu zerschmetterte, wer diese unglücklichen Reichen in ihrer bejammernswerten Armut kennt, der weiß von dem Fluch, der auf dem Reich-werden-wollen liegt. Sie haben nichts gelernt von dem großen Fragezeichen der anderen Welt, welches seit Krieg und Revolution wie nie zuvor gezeichnet, steht über allen sogenannten festen und gesicherten Verhältnissen. Wenn man die Seuche des Geizes sieht, von der das Bauerntum gegenwärtig befallen ist, dann will ein namenloses Weh in der Seele entstehen vor dem Anblick dieser grausamen, furchterlichen Täuschung, der großen Sturmflut entgehen zu können. „Du Narr, in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern“. Aber wie der große Hüter der Gerechtigkeit, der alles ausgleicht, einherschreitet, im Einzelschicksal oder in einer einzigen großen Empörung des hungernden Volkes gegen das genießende — das steht auf einem andern Blatt. Wenn die Bibel davon spricht, daß der Geiz die Wurzel alles Übels ist, so sagt sie damit etwas ganz Unerhörtes. Sie reißt aller „ehrbar“ Bürgerlichkeit, allem sittenstreuen Bauerntum, aller glänzenden Macht und Würde in ihrer Vertnechtung an den Mammon die trügerische Hülle vom Leib und sagt ihnen ins Angesicht: Ihr seid schlimmer als Diebe und Verschwenker, als Huren und Ehebrecher. Warum richtet sich Jesu Wehruf gegen keine andere Sünde so scharf und schneidend als gegen den Geiz des Geldes? Weil der Hartherzige sich absondert von der Volksgemeinschaft. Der Geiz ist die Grandform aller Selbstsucht. Im Vertrauen auf Besitz und Geld spricht der Reiche durch die Tat seines Lebens ein stetiges „Nein“ zu seinem Volk und erst recht zu der ewigen Liebe, aus der er stammt, die ihn beruft zu Dienst und Opfer. So grinst aus allem

Reichtum der grausame Hohn des Todes, der zerrissenen Gemeinschaft, der Leugnung der Liebe. Luther hat wahrhaftig recht, wenn er von diesem Reichtum der Gesinnung sagt: „Gott gibt gemeiniglich Reichtum den groben Eseln, denen er sonst nichts gönnt“. Es ist darum keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß an der Stellung zum Reichtum sich das Christentum der Gegenwart entscheidet. Der Glaube, welcher den Anspruch erhebt, Weltüberwindung zu sein, wird den Tatbeweis dafür erbringen müssen, bis in die kleinsten Lebensbeziehungen hinein, oder er ist verloren. Es gibt keinen größeren Gegensatz als den von Geld und Geist. Wer von beiden wird das letzte Wort behalten? Das ist die Zukunftsfrage der Religion und der Kultur zugleich. Auch für uns gilt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch solches alles zufallen.

Zum Problem des Mammonismus.

Von P. Dr. Carl Schweizer, Potsdam.

Daß der Mammonismus heute eine Herrschaft über unser gesamtes öffentliches Leben ausüben möchte und damit nach Jesu Wort einen wahren Gottesdienst gefährdet, wenn nicht gar unmöglich macht, ist eine Erfahrung, der wir uns nicht länger verschließen dürfen. Da es wohl kaum ein Gebiet auch des geistigen Lebens unserer Zeit gibt, das ganz frei von wirtschaftlichen Fragen wäre, so ragt die mammonistische Gefahr bis in die tiefsten Schlupfwinkel unseres Lebens hinein. Mammonismus ist Gesinnungsordnung und das ist das Furchtbare an ihm, daß er das Verhältnis der Menschen zueinander knechtet, gemeinschaftsauflösend und verderbend wirkt; weil er ein Höhe ist, schließt seine Herrschaft Gottes Herrschaft aus. Darf ein Christ spekulieren, wo fängt die Sparsamkeit an, in unerlaubte Spekulation auszuarten, was darf ich und was darf ich nicht. So einfach, wie viele es sich in ihrer Theorie machen, liegen die Dinge nicht. Zum Vergleich können wir etwa das politische Gebiet heranziehen und die Antwort, die Bismarck einmal einem wohlmeinenden christlichen Freunde gab, als der ihn in seiner Politik rücksichtslos und gewissenlos nannte: „Es ist mir herzlich leid, aber gewiß bin ich, daß das in meinem Berufe nicht ausbleiben kann... Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht, er soll sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst einmal selbst versuchen.“ Ähnliches gilt offenbar auch vom Wirtschaftsleben. Eine Orientierung an der Bibel ergibt folgendes: Altes wie Neues Testament ist voll des schärfsten Kampfes gegen den mammonischen Geist, der über den irdischen Gütern den lebendigen Gott vergisst und sich zugleich als Lieblosgkeit gegen die Brüder auswirkt. Alle großen Propheten bis hin zu Johannes, ja Jesus selbst, schleudern den Reichen ihr Wehe in die Seele und stellen die harte und radikale Forderung: „Verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen“. Ueber dieser einen, sich durch die ganze Bibel hindurchziehenden Linie dürfen wir die andere nicht vergessen. Weder Altes noch Neues Testament ignorieren einfach die tatsächlichen Verhältnisse. Daß es reich und arm gibt und allezeit geben wird, wird überall als selbstverständlich vorausgesetzt (vergl. z. B. Matth. 26, 11): Paulus verband beide Linien, die Forderung nüchternen weltlicher Arbeit und die Hoffnung auf die Wiederkunft des Herrn in dem wundervollen Satz: „Und die da kaufen, als besäßen sie nicht; und die diese Welt gebrauchen, daß sie dieselbe nicht mißbrauchen; denn das Wesen dieser Welt vergeht.“ (1. Kor. 7, 30.)

Die Folgezeit vermochte dann diese Höhe der christlichen Spannung nicht festzuhalten. Das Mittelalter schwankte zwischen völliger Weltflucht — wir denken etwa an Franz v. Assisi, der wirklich alles verkaufte und es den Armen gab, und einem Vergleich zwischen dem Reich der Welt und der Gnade. Luther hat dann auch in diesem Punkte auf den Geist des Evangeliums zurückgegriffen, hat Weltliches und Geistliches aus ihrer unnatürlichen Verquickung befreit. Er hatte dabei gegen zwei Fronten zugleich zu kämpfen, gegen die katholische wie gegen die schwärmerische Irrlehre. Letztere versuchte ein sichtbares Gottesreich auf Erden unter angeblicher Ausschaltung der Sünde und des Eigennutzes zu begründen und die Erde unmittelbar durch das Evangelium zu regieren, wenn nötig unter Anwendung von Gewalt. Luther dagegen vergaß nie, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt, wenn auch in dieser Welt ist. Letzten Endes handelt es sich um ein Doppeltes, worauf uns schon das Bismarckzitat hinwies: wie handeln wir nach bestem Wissen und Gewissen? Das gute Gewissen ist die evangelische Bedingung, und wider das Gewissen etwas zu tun oder zu lassen

auch heute noch gefährlich. In alle dem gilt es, wie Stöder es einmal gesagt hat, „das ewige Licht des Himmels in die irdischen Verhältnisse hineinleuchten zu lassen.“ Große Entscheidungen stehen fraglos bevor, und die Frage an uns, Deutsche, auf deren Boden, wenn nicht alles täuscht, die Entscheidung fallen muß, und die Frage an uns, die wir mit Ernst Christen sein wollen, ist: fühlen wir die ganze Verantwortung, daß es mit von uns abhängt, ob das Christentum in dem die Lösungen aller Fragen beschlossen liegen, den Mammonismus in den Herzen und den Verhältnissen der heutigen Welt überwindet?

Der selbstsüchtige Riese.

(Nach einem Märchen von D. Wilde.)

Es war einmal ein Riese, der hatte einen herrlichen, großen Garten voll der schönsten Blumen und Bäume. Alle Tage spielten die Kinder darin und freuten sich über die bunten Schmetterlinge und den Gesang der Vögel. Aber auf einmal ärgerte sich der Riese über etwas und ließ eine Warnungstafel anbringen: „Das Betreten des Gartens ist verboten.“ Die armen Kinder! Nun standen sie mit sehnsüchtigen Blicken am Gartentor und durften doch nicht hinein. Aber es war merkwürdig: Während draußen vor dem Garten die Sonne schien und die Bäume blühten, wurde es im Garten des Riesen auf einmal Winter. Schnee und Reif lagen auf allen Sträuchern und lange Eiszapfen hingen vom Dach seines Hauses. So blieb es Monat um Monat. „Ich verstehe gar nicht, warum es nicht Frühling werden will“, sagte der Riese. Jeden Tag schaute er in seinem Pelzmantel zum Fenster hinaus, aber jedesmal waren der Schneesturm und Hagelschauer noch toller. Jahre vergingen. Da hörte er eines Tages vor seinem Fenster ein liebliches Vöglein singen, schaute hinaus und — o Wunder — der ganze Garten stand in Blüte, auf jedem Baume saß ein Kind und lachte. Durch ein Loch in der Mauer waren die Kinder in den Garten gekommen, und nun war auf einmal der Frühling da. Schnell eilte der Riese hinaus. Aber kaum hatten ihn die Kinder bemerkt, so liefen sie aus Angst alle davon. Nur ein kleines Büblein hatte ihn nicht gesehen, weil es die Augen voll Tränen hatte. Es stand vor einem Baume und bemühte sich vergebens, hinaufzuklettern. Freundlich hob es der Riese auf den obersten Ast. Und nun bedachte sich der Baum, der vorher noch ganz mit Schnee und Eis behangen war auf einmal mit Blüten, und Vögel kamen und sangen, und der kleine Bub streckte seine Arme aus, schlang sie um des Riesen Hals und küßte ihn. Da schmolz das Eis im Herzen des selbstsüchtigen Riesen, er rief alle Kinder herbei und sagte: „Das ist nun euer Garten, liebe Kinder.“ Dann schlug er mit einer Axt die Mauer nieder und spielte mit den Kindern. Nur das kleine Büblein, das ihn geküßt hatte, war verschwunden und kam nicht wieder, obwohl der Riese alle Tage nach ihm fragte, und sich nach ihm sehnte. Aber eines Tages war es wieder da, saß auf einem Blümlein voll weißer Blüten mit goldenen Blättern und silbernen Früchten, und schaute ganz traurig drein. Denn in den Flächen seiner Kinderhändchen waren die Male von zwei Nägeln, und die Male von zwei Nägeln waren auch auf den kleinen Füßen. Es war das Jesukind. „Du hast mich einmal in Deinem Garten spielen lassen, sprach es zu dem Riesen, heute sollst Du mit mir in meinem Garten kommen, ins Paradies.“ Bald darauf fanden die Kinder den Riesen tot unter dem Bäumchen liegen und über bedeckt mit weißen Blüten.

Gott und die Heimat.

Mus: „Pastor Werden“. Von Felicitas Moeresberger (Cötha, Berlin-Stuttgart).

Er legte seinen Arm um den Sohn, seine Augen blickten versunken über die Heide. So schritten sie stumm selbender. Ab und zu schaute Ernst in seines Vaters Gesicht, das von vielen inneren Kämpfen Kunde gab. Der Föhrenwald strömte einen herben, starken Duft aus. Die ganze Schwüle des Sommertages hatte sich in ihm gesammelt. Ernst atmete bedrückt und hastig, da löste sich des Vaters Arm, und er führte ihn rasch nach dem Waldsaume hindurch. Hier rieselte ein dünnes aber frisches Wasserlein, darein tauchte der Knabe das Tuch und verband aufs neue die Wunde, legte auch einen Augenblick das frische Naß an seinen heißen Kopf. „Wohl dem, der immer gleich ein Labnis hat, wenn ihn dürstet“, unterbrach der Vater die Stille und ließ sich auf einen Opferstein

nieder, der wie ein Riesentisch unter einer Eiche stand, der einzigen weit und breit in der Runde. Ernst warf sich zu seines Vaters Füßen ins Heidekraut u. ließ die Dolben durch seine Finger gleiten. Der Vater nickte ihm zu. „Schau sie Dir recht an, Deine Heide“. Seine Stimme klang schwer. „Heimweh wirst Du bekommen, das Dich schier zerreißt. Du hast vom Schweißer Heinrich gehört, nicht wahr, Ernst?“ „Der Knabe, der das Alphorn blies, der trägt die Schuld daran.“ Heideheimweh — Herrgott, Du wirst's spüren, Ernst, wie weh das tut! Weißt wir Heider nicht klagen können!“ Nur halb begriff Ernst den Vater, so jung war er und hoffnungsfroh. „In Riel sollen hohe, prachtvolle Häuser sein, Vater, und eine Universität mit gelehrten Professoren, sagt Krischan. Und der Hafen, Vater — und die Kriegsschiffe. Wenn ich aber doch Heimweh bekomme, dann will ich an Euch hier schreiben. Das ist dann, als redete ich mit Euch.“ Jürgen Werden schüttelte den Kopf. „Du wirst in der Freude schreiben, Ernst, im Heimweh nicht. — Da wirst Du nur schauen, ja durch die Wände hindurchschauen mit brennenden Augen — hierher.“ „Vater, wer lernst heute: Und wen die Fremde trennt, den trägt ein Traum nach Haus.“ Ernst sagte es bang wie erinnernd, denn noch nie war ihm der Vater so niedergedrückt vorgekommen. „Den trägt ein Traum nach Haus“, wiederholte jener. „Und wenn Du früh aufwachst, Ernst?“ Der Knabe faßte nach des Vaters Hand und schmiegte seine Wange hinein, aber er schwieg. Der Gedanke beschäftigte ihn: Warum sagt Vater mir dies? Er ist sonst so stark und sieht alles Licht und froh an. „Ich möchte, daß Du gleich einen Freund mitnimmst in die fremde Stadt und gegen das Heimweh, mein kleiner Ernst“, sagte der Schulmeister und streichelte leicht das Haar seines Jungen. „Felix Heidelager“, rief Ernst stürmisch. Der Vater lächelte, aber er schüttelte den Kopf. „Vater, wen meinst Du? fragte Ernst zaghaf. „Gott“, entgegnete der Schulmeister schlicht. „Ich habe mir gedacht, mein Junge, ich könnte das alles später mit Dir besprechen, glaubte, ich könne Dich bis zum fünfzehnten Lebensjahr noch allein führen, und dann noch ein paar Jahre mit dem Herrn Pastor zusammen, hier ganz nahe. — aber nun? — Vater — soll ich lieber hierbleiben?“ Nein — aber Du sollst nicht allein gehen. Mit Gott sollst Du gehen. Du kennst ihn jetzt nur als den Allmächtigen — wie ihn die Schule Dir bot, kennst ihn als Erfüller kleiner oder großer Wünsche, wie ihn Deine gute Mutter und Urgroßmutter Dir brachten. Auch wenn Du ihn in der Heide spürtest, so beim Sonnenuntergang, da Du meinst, unser ganzer lieber Wald ginge in Flammen auf, oder seine Stimme hörtest im Flüstern vom Heidekraut und Wacholder, da warst Du ihm schon recht nahe. Aber Du kennst ihn noch nicht als einzigen Freund in Einsamkeit und grimmer Herzensnot, Du kennst vor allem nicht das Gebet: „Herr, nicht mein Wille, sondern Dein Wille geschehe! Das ist das einzige und wahrhafte Gebet, aber — man lernt es nicht in der Schule.“

Vielleicht hatte der Vater vergessen, daß Ernst nur ein dreizehnjähriger Junge war, vielleicht sprach er auch mehr für sich als mit ihm. Ganz dicht schmiegte der Knabe sich an den Vater und beide schauten still in das verglimmende Abendrot. Plötzlich hob der Vater lebhaft die Hand und deutete auf das rote Leuchten ringum, das einen Rubin-schein warf auf Wald und Heide und über die Sandwege kreuz und quer. „Und das nennt die Welt die arme Heide“, rief er. „Sieh, Ernst, wie das Gold von Bäumen und Büschen tropft. Auch Dich werden sie arm nennen, weil Dein Vater Moses annehmen muß, damit sich Dein Herzenswunsch erfüllt. Ernst, mein Junge, setze Dir nie die armselige, schwarze Brille der Welt auf. Du bist reich, mein Kind, wenn Du Deine zwei Augen behältst, mit denen Du die Schönheit Deiner Heimat trinken kannst. Und wenn Du die Heimat nie wiedersehen solltest, so bist Du reich, weil Du sie einmal schautest, und doppelt reich, wenn Du lesen kannst, Herr, Dein Wille geschehe. Willst Du mir versprechen, Ernst, mein Junge, hier inmitten dieses Reichtums, daß Du immer recht leben willst?“ — „Ja, Vater!“ „So komm! Wir wollen zur Mutter gehen.“

Lebfrüchte.

Sonst ist die Gnade nicht mehr Gnade, wenn man sagt, es seien Verdienste vorausgegangen. (Augustin.)

Denn alles ist nur denen beschwerlich, denen es an Gaben abbricht. (Augustin.)

Es gibt eine sehr schlimme Art von Tod, sie heißt böse Gewohnheit. (Augustin.)

Denn was in das Herz des Menschen emporsteigt, das ist unter dem Menschen; wohin aber das Herz des Menschen steigt, das ist über dem Menschen. (Augustin.)

Es ist jedoch ein gewaltiger Unterschied in der Art des Verhältnisses gegenüber dem sogenannten Glück oder Unglück; daher die Erscheinung, daß in der gleichen Heimsuchung die Bösen Gott verfluchen und lästern, die Guten ihn anrufen und preisen. (Augustin.)

So sehr kommt es darauf an, nicht welcher Art die Leiden sind, sondern welcher Art die Dulder sind; denn nur das macht den Tod schlimm, was auf ihn folgt; also sollen sich die dem Tode verfallenen darum bekümmern, wohin der Tod sie führt. (Augustin.)

Denn der Staat schöpft sein Glück aus derselben Quelle wie der Mensch, da er nichts weiter ist als eine einträchtige Vielheit von Menschen. (Augustin.)

Der Leib wird heilig durch den Besitz eines heiligen Willens. (Augustin.)

Denn verwerflich ist alles Fleisch. Es geht in Fäulnis über, wenn es nicht durch die Würze der Seele zusammen gehalten wird. (Augustin.)

Es ist etwas größeres von den Flammen der Hölle befreit zu werden, als von dem Feuerofen einer menschlichen Gewalt. (Augustin.)

In die Kirche gehen kann jemand wider Willen, an den Altar treten kann jemand wider Willen, das Sakrament empfangen kann er wider Willen. Glauben kann er nur, wenn er will. (Augustin.)

Denn bekennen, heißt sagen, was man im Herzen hat. (Augustin.)

Wie klug erscheint doch die menschliche Unwissenheit in Sachen ihres Vorteils beim Beweisführen. (Augustin.)

Das Böse ist die mangelnde Geduld am Guten. (Terullian.)

Die Keuschheit ist eine Tugend der Seele. (Augustin.)

Holz läßt sich so häufig für bessere Zwecke ändern. Menschenherzen sollen sich nicht wandeln lassen. (Ambrosius.)

Nicht also von außen, sondern von uns selbst droht uns die größere Gefahr. (Ambrosius.)

Nun liegt einer Stadt Gedeihen nicht allein daran, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Haarniß zeuge, ja, wo das viel ist und tolle Narren darüber kommen, so ist viel desto ärger und Schaden derselben Stadt. Sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohlgezogener Bürger hat, die könnten danach wohl Schätze und alles Gut sammeln und recht brauchen. Ja, das ist das alte gemeine tägliche Liedlein, daß keiner sieht, wo den anderen der Schatz drückt; jeder mann fühlet allein sein Ungemach und gaffet auf des anderen Gutgemach. (Luther.)

Mit dem Hunger nach der Unendlichkeit wird der Mensch geboren. Er spürt ihn früh, aber wenn er in die Jahre des Verstandes kommt, ersticht er ihn meistens leicht und schnell. (Kraabe.)

• Für den Familientisch. •

Satbayeme.

Ein Missionsbild aus Kamerun von Pfarrer Langbein.

Arbeitsfelder früherer Zeiten, Stätten der Wirksamkeit im Dienste des Reiches Gottes, treten immer wieder lebhaft vor das geistige Auge derer, die mit Lust und Liebe dort gewohnt hatten. Nachdem ich auf der Küstenstation Bonaberi hauptsächlich mich des Sprachstudiums in Duala (der dortigen Neger Sprache) befleißigt hatte und später ein halbes Jahr auf der Station „Lobetal“, an den rauschenden Ufern des Senagastroms in der Gemeindegemeinschaft beschäftigt war, erhielt ich eines Tages den Befehl: „Flußaufwärts — landeinwärts“. Die Station Satbayeme wurde mir als künftiges Arbeitsfeld überwiesen, um mich mit einem schon längere Zeit dort befindlichen Amtsbruder in die Gemeindegemeinschaft zu teilen und die Aussicht

über eine sich dort befindliche Knabenanstalt zu übernehmen. Ehe die Uebersiedlung vor sich gehen sollte, durfte ich meine vom Fieber geschwächte Gesundheit, durch einen vierwöchigen Aufenthalt auf der Erholungsstation Buca im Kamerungebirge stärken.

Mit neuem und frischem Mut nach Lobetal zurückgekehrt, konnte gleich der Umzug beginnen. Das Gepäck wurde mit einem Lastkanu vorausgeschickt, einige Tage später folgte ich im leichteren Stationskanu um in einer zweitägigen Fahrt stromaufwärts zunächst die Station Edea zu erreichen. Auf dem großen Flaggennast vor dem Stationsgebäude in Lobetal grüßte lustig im wehenden Winde das schwarz-weiß-rote Banner mir zum Abschied, bis zur Umschiffung einer vor springenden Landzunge, wo der Quakwa in den Samaya einfließt, das hoch über dem Ufer thronende Stationsbild verschwunden war. Dunkler Urwald, in unbegrenzter Ausdehnung, zog sich an beiden Ufern des Stromes dahin, nur hier und da unterbrochen von Lichtungen, wo in ihren braunen Hütten der Stamm der Bakoko, in kleinen Dörfern sich angesiedelt hatte. Wasservögel vom Pelikan und Silberreiher bis zum kleinen Eisvogel belebten die stille Einsamkeit, während Schwärme von grauen Papageien mit roten Schwanzfedern mit lautem Gefreisch über die Uferwälder dahinslogen. Im Ufergebüsch ließen sich des öfteren auch Meerkatzen, eine Affenart, sehen und trieben ihre lustigen Kletterkünste. In der Tiefe des Stromes wimmelte es aber nicht nur von Fischen aller Art, auch das Krokodil, das zahlreich vertreten ist, lauert auf seine Beute. Bei der starken Strömung war es eine anstrengende Arbeit, das Kanu vorwärts zu bringen. Durch eintönigen Kanufang feuerten die Rudrer sich selbst an, es war zuweilen auch notwendig von meiner Seite ein Wort der Ermunterung hören zu lassen. Heiß brannte die Tropensonne auf den weiten Wasserspiegel. Vorüberfahrende Kanus wurden lebhaft begrüßt. Unser Nachtlager errichteten wir auf einer Sandbank mitten im Strom. Ein leise rieselnder Regen bei Tagesanbruch beschleunigte die Aufbruchsarbeiten. In der dritten Nachmittagsstunde hörte man das Rauschen und Tosen der großen Senegafälle bei Edea. Bald sehen wir auf hohem Flußufer die weißen Gebäude der Station in der Sonne glänzen und ein freudiges Willkommen wurde mir zuteil. Froh nun, die Glieder wieder regen und bewegen zu können, ließ ich es mir im trauten Kreise wohl sein, der Abend verging im Flug, weil auf solch einsamer Stion ein Gast viel zu erzählen hat, von gemeinsamen Freunden und Bekannten, von den Begebenheiten in der Kolonie und in der Welt, wo bisher noch keine Kunde dahin gedrungen war.

Die nächsten Tage fand die Umpackung statt, die Kisten wurden ihres Inhalts entleert um in Lasten von 20 bis 30 Kilo verpackt zu werden. Von hier an begann der Fußmarsch, und meine Habseligkeiten mußten auf dem Kopf der Träger an Ort und Stelle geschafft werden. Ein Bote wurde nach Satbayeme geschickt, um meine Ankunft in Edea zu melden und die nötige Zahl der Träger für meine Lasten herauszufinden. So verging eine Woche, die auch fleißig dazu benutzt wurde, wie die Zeit es erlaubte die umgebende Landschaft in Augenschein zu nehmen, eine besondere Sehenswürdigkeit bildeten die großen Wasserfälle, wo die riesigen Wassermassen des Stromes sich über hohe Felswände stürzen. Der Abend gehörte dem geselligen und gemütlichen Zusammensein, mit den Stationsbewohnern, das ich um so mehr zu genießen mich bestrehte, weil auf meinem künftigen Wohnsitz die Einsamkeit noch eine viel größere war und insbesondere da keine europäische Frau das Dasein zu verschönern verstand.

Zwei Tage vor der Abreise hatte ich durch die Post von Deutschland ein paar feste Wasserstiefel mit hohen Schäften, wie sie die Flößer in meiner Heimat tragen, bekommen. Ein guter Freund, der auch einmal eine Reise nach Satbayeme gemacht hatte, hatte mir den Rat gegeben, solche Wasserstiefel anzuschaffen, da man bis Satbayeme über mehr als 200 Bäche und Flüßchen schreiten müsse und es immer zeitraubend ist, sich auf dem Nacken eines Negers übersehen zu lassen. Diesen Rat hatte ich befolgt und war nicht wenig stolz, auf meine praktische Fußbekleidung.

Die Träger waren beisammen, die Lasten wurden auf die Köpfe gehoben und der Marsch auf Urwaldspfaden konnte beginnen. Wir hatten es mit einer gebirgigen Gegend zu tun, den ganzen Tag ging es bergan und bergab, zahlreiche Flüßchen mußten überschritten werden und meine Wasserstiefel taten ihre Schuldigkeit. Am ersten Rastort des Abends angelangt, kostete es allerdings einige Mühe um mit vereinten Kräften die Stiefel herunterzuziehen. Am Abend des zweiten Tages hatte

ich solche Schmerzen, daß ich es vorzog, auf meinem Feldbett die Stiefel anzubehalten. Ein Versuch am dritten Tage, die Reise so weiter fortzusetzen, erwies sich als unmöglich. Die Stiefeln mühten herunter, koste es, was es wolle, und wenn auch einige Quadratcentimeter Haut mitgingen. Die verschundene Haut, namentlich an den Fersen, suchte ich so gut als möglich zu verbinden, zog mit Weh und Ach meine Schnürstiefel an und hinkte noch 8 Stunden nach Salsabame hin, von Schmerzen geplagt, von Müdigkeit überwältigt über Stod und Stein. Wo große umfangreiche Baumbäume im Weg lagen, die nicht ohne weiteres überschritten werden konnten, hatten die Leute eine Art Hühnerleiter zum Auf- und Absteigen eingerichtet. Endlich als schon die Abend Schatten sich bemerkbar machten, hielten wir unsern Einzug, ich biß die Zähne auf einander, um halbwegs mit festem Tritt eine ordentliche Figur zu machen, war aber froh, als ich die Wasserstiefel in eine Ecke plazieren konnte, die sie nicht so leicht wieder verlassen sollten. 14 Tage lang hatte ich nachher zu tun um meine Füße so weit heil zu kriegen, um wieder ordentlich gehen zu können.

Die Station Salsabame bestand bei meiner Ankunft erst vier Jahre und alle Einrichtungen waren noch in einem Anfangsstadium. Unsere Wohnhäuser bestanden in geräumigen Lehmhütten mit Palmblätterdach und gestampftem Lehm Boden, mit Luken versehen, welche durch Läden verschlossen werden konnten, die aus Kistenbrettern zusammengestellt waren. Ein kleiner Anbau, eine Art Laube aus Palmrippen hergestellt, wurde die „Glasveranda“ genannt. Alle anderen Stationsgebäude, Kirche, Schulen, Knabenhäuser, Vorratskammern waren in demselben System hergestellt. An diese Einfachheit und Schlichtheit gewöhnte man sich bald, da wir tief drinnen im „Busch“ keine Ansprüche auf europäische Wohnungsverhältnisse machen konnten. So einfach unsere Wohnungsverhältnisse waren, desto reichhaltiger umgab uns die Schönheit der Natur. Unsere Station lag auf einem etwa 200 Meter hohem Hügel, der nach Süden allmählich abstieg, aber nach Norden eine steile Wand am Senegaufser bildete. Es war am Fuße desselben gerade noch Räume für ein größeres Gehöft eines angesehenen Häuptlings. Hier war eine Furt für das Kanu an das gegenüberliegende Ufer zum Uebersetzen, während einige hundert Meter stromaufwärts und stromabwärts die Wassermassen riesige Katarakte über Steinmassen und Felsstrümmen bildeten, und jegliche Stromschiffahrt verhinderten. Von unserem Hause aus ließ sich der Lauf des Stromes als eine helle Linie zwischen den dunklen Urwaldsrändern lange verfolgen, und wenn die Sonne ihre Strahlen auf den Lauf des Flusses warf, glitzerte er wie ein silbernes Band. Vor unserer Front aber entwickelte sich ein großartiges Gebirgs Panorama ein Kranz von Bergen, im Halbrund aufgetürmt, immer der hintere Berg den vorderen überragend, und alles kullissenartig ineinandergeschoben, mit Urwäldern bedeckt, bis auf die hintersten und höchsten Berggruppen, welche zum Grasland gehörten und in ihrem helleren Gewande über die dunklen Massen hervorleuchteten. Bei schöner Beleuchtung ein fesselndes Bild. Wir hatten eine Wohnstätte in der Umgebung einer eigenartigen, großzügigen romantischen Natur, nach afrikanischem Urwaldstypus, wie man sie nicht so leicht wieder findet.

Die Station lag inmitten des Stammesgebiets der Baka, ein Kranz von 36 Außenstationen, nach allen Himmelsrichtungen umgab die Hauptstation, welche allem nach ein Hauptzentrum für die Missionierung des dortigen Gebiets zu werden versprach. Diese Außenstationen, die mit Schulen, Predigtstationen, Lehrern und sonstigen eingeborenen Hilfsarbeitern besetzt war, mußte von uns zwei Weißen regelmäßig besucht, die Schulen inspiziert, die Taufbewerber geprüft, und Gottesdienste und Heidenpredigt gehalten werden. Ständig war von uns zwei Missionaren einer auf der Reise, in angestrengtem strapaziösem Dienst. Auch waren da und dort kleine Christengemeinden auf den Außenstationen, die gepflegt werden mußten. Dazu lag mir noch die Aufsicht über die Anabenanstalt ob, deren Unterricht durch die zwei seminaristisch gebildeten schwarzen Lehrer ich zu überwachen hatte, nebst der äußeren Organisation und Leitung des Internats.

Es war ein Borsposten, denn die nächste Europäerstation befand sich drei Tagereisen hinter uns und vor uns war durch den Gebirgswall die Grenze durch die heftig einander sich bekämpfenden Stämme gesperrt, wo kein Weißer durchgelassen wurde, einige Jahre vorher mußte eine Schutztruppenabteilung unverrichteter Sache zurrückkehren. Nach einer Weisung des Gouverneurs konnte die Verwaltung nicht Leben und Eigentum der Weißen garantieren, sofern man nicht auf eigene Ge-

fahr und Rechnung hier sitzen bleiben wollte. Doch hatte es damit bei uns keine Gefahr. Mein Stationsgenosse besaß das Vertrauen der Häuptlinge der Umgegend in hohem Maße, sodaß dieselben ihre Rechtsstreitigkeiten des öftern durch seinen Urteilspruch ins Reine brachten. Die Botschaft des Evangeliums wurde fast überall freudig aufgenommen, während der Aufnahme in die christliche Gemeinde große Hindernisse in sittlicher und moralischer Beziehung im Wege standen.

Die Jugend zeichnete sich durch großen Verneiner aus und die Alten sehen es gerne, wenn in ihrem Dorfe eine Schule war. Der Ruf nach Lehrern und Schulen war ein so allgemeiner und dringender, daß wir oft ratlos dastanden, weil uns die nötigen Arbeitskräfte fehlten, und die Leute immer wieder aufs Neue vertrösten mußten, bis es endlich gelang, verschiedene Läden auszufüllen. Es war rührend wie in beweglichen Worten die Häuptlinge um die Sendung eines Lehrers baten, da sie gern, der Zeit Rechnung tragend, für ihre Kinder Schulunterricht hätten und sei die Alten selbst Sehnsucht hätten, die gute Lehre der Weißen von der Gottessache kennen zu lernen. Alljährlich fand in Salsabame die Aufnahmeprüfung in die Anabenanstalt statt. Da brachten von den Dorfschulen die Lehrer ihre vorgeschrittensten Schüler und der Kampf im Examen entbrannte heiß, denn von 120—130 Petenten wurden die 25 besten zur Aufnahme vorgeschlagen. Für unsere Bahaschüler gab es kein größeres Ideal wird keine größere Ehre bei ihren Verwandten, als in die Anabenanstalt, welche eine Vorstufe der Mittelschule und des Seminars war, aufgenommen zu werden.

Die Schüler unserer Anstalt hatten ein reichliches Pensum von Arbeit zu bewältigen und den Jungen wurde in keinem Teile etwas geschenkt, es herrschte über ihnen eine strenge Zucht und ich habe mich oft gewundert, wie diese, die unbeschränkte Freiheit und Faulheit gewohnten Urwaldsöhne, sich der Ordnung fügten, und es keine größere Schande für sie gab, als aus der Anstalt entlassen zu werden. Auch körperliche Arbeit in Haus und Feld hatten sie zu leisten, ihr Essen kochten sie sich gruppenweise selber und entwickelten in äußerlichen Dingen eine große Selbstständigkeit. Das Kostgeld wurde ihnen in Form von Tabakblättern ausgezahlt, dem gangbarsten Tauschartikel. Auf unserem Schulplatz wurde jeden Sonnabend nachmittag ein kleiner Markt veranstaltet, die Frauen der Umgegend brachten Hühner, Fische, Bananen, Palmöl, Erdnüsse und verschiedene Knollenfrüchte. Es entwickelte sich eine lebhafteste Marktzene mit viel Geschrei und Spektakel, bis der Austausch zur Befriedigung aller vollzogen war.

Als man auch bei der Missionsleitung die Wichtigkeit unseres Plaze erkannt hatte, wurde dort der Bau einer größeren Missionsstation beschlossen, zuerst sollten solide Wohngebäude für die zwei Missionsfamilien, dann der Bau von Kirche, Schulhäusern usw. in Angriff genommen werden. Das Wohngebäude sollte auf zwei Meter hohen Zementsockeln, als Fachwerkbau von 30 Metern Länge, als Flügel zu beiden Seiten sollten Küche usw. angebaut werden, eine breite Veranda sollte dann rings um das Haus gezogen werden. Das Bauen in Kamerun mitten im Urwald ist nun keine leichte Sache. Zunächst kam der Missionsbaumeister an um die nötigen Vorarbeiten zu leiten. Es wurden eine große Anzahl Steine gebrannt, im Walde an neun verschiedenen Plätzen wurden Balken beschlagen, Bretter geschnitten, an gutem Bauholz war gewiß kein Mangel. Aber sowohl im Backsteinmachen, als auch im Bretterschneiden galt es Leute einzulernen, die noch nie etwas derartiges gesehen, geschweige denn, getan hatten. Man kann sich infolgedessen selbst ausmalen, mit welchen großen Schwierigkeiten es für den Baumeister verbunden war, eine Arbeiterschaft heranzuziehen und einzulernen, mit denen das Werk vollbracht werden konnte. Seine Geduld mußte unerschöpflich, seine Liebe zur Sache nicht zu besiegen sein, dann nur gelingt es ihm, das Vertrauen der Leute so zu erwerben, daß sie allmählich zu brauchbaren Mitarbeitern herangebildet wurden.

Außer den Baumaterialien von Holz und Stein mußte alles andere in Traglasten, von Edea her, auf den Köpfen der Neger herbeigeschleppt werden. Wellblech (zur Dachbedeckung), Zement, Kalk, Glas, Eisenwaren. Es waren mehr als 3000 Lasten notwendig, um das Material herbeizuschaffen. Die Träger mußten in Waren ausbezahlt werden, es war also notwendig ein ganzes Warenlager der gangbarsten Artikel bereit zu halten. Die Beförderung der Traglasten geschah allmählich und mit passenden Gelegenheiten. Es dauerte also verschiedene Monate bis alles am Ort und Stelle war.

Die Gebäude konnten später alle nach den Plänen fertiggestellt werden, die Vollendung derselben, erlebte ich draußen nicht mehr, aber nach Photographien, die mir später zugesandt wurden, ist eine der schönsten Basler Missionsstationen daraus geworden gemäß der großen Bedeutung, welche das Missionswerk in jener Landschaft erlangte.

Der Weltkrieg hat auch hier störend und vernichtend eingegriffen. Im Jahr 1915 wurde die Station von den Franzosen besetzt und das Missionspersonal samt dem der übrigen Stationen in Gefangenschaft abgeführt. Eine schwarze Soldateska raubte und plünderte nach Herzenslust. Schulgebäude und Kirche wurden gänzlich demoliert, das Wohngebäude ausgeraubt und dem Zerfall preisgegeben. Da der Basler Mission, vorläufig die Genehmigung zur Wiederaussendung von Missionsarbeitern verweigert wurde, hat es die befreundete Pariser evangelische Mission übernommen, in die Lücke zu treten. Die verwaissten Gemeinden hatten sich tapfer unter der Führung ihrer eingeborenen Pfarrer und Lehrer durch die schwere Zeit hindurchgeholfen. So konnte nach dem Eintritt der Pariser Mission, das Werk weiter geführt werden. Auch Salsabame wurde im Jahre 1920 wieder besetzt. Basler Missionare schweizer Nationalität, die früher in Kamerun gearbeitet hatten, erhielten von der französischen Kolonialregierung die Erlaubnis, in den Dienst der Pariser Mission in Kamerun eintreten zu dürfen, und so ist auch Salsabame von einem solchen Missionar wieder besetzt worden, der früher schon im Dienste der Basler Mission auf derselben Station gearbeitet hatte. Möge das Licht des Evangeliums noch lange von dieser „Stadt auf dem Berge“ in die Finsternis der umgebenden Heidenwelt hineinstrahlen bis auch hier Jesu Liebe über alle Herzen gesiegt hat.

Chronik.

Zum dritten Mal fand in Sachsen eine gemeinsame Tagung der evangelischen und katholischen Geistlichen gegen den Alkoholismus statt. Von evangelischer Seite sprachen Leipoldt, Niebergall, Mahling und Hans Schmidt, von katholischer Pater Ederin, Guardiani, Hoffmann und Ude. —

Im Kanton Waadt haben die Frauen mit 6956 gegen 5787 Stimmen ihre Wählbarkeit in die kirchlichen Behörden abgelehnt. —

Die christlichen Schulen in Konstantinopel, die die christlichen Embleme nicht beseitigen, werden von den Behörden geschlossen. —

Im Memelland haben die Großlitauer bei den Kirchenwahlen eine vernichtende Niederlage erlitten. Darauf setzte das Direktorium die bisherigen Superintendents ab und ernannte einen Kirchenkommissar. Zweck: Lösung von allen Organen der Mutterkirche der preussischen Landeskirche. Den Kommissar Pfarrer Gailus hat der Evangelische Oberkirchenrat seines Amtes enthoben und das Disziplinarverfahren gegen ihn eröffnet. Sämtliche 34 Geistliche haben ihm die Anerkennung verweigert, worauf das Direktorium ihnen die Staatszuschüsse sperrte. —

Zum Präsidenten des Nationalrats der evangelischen Freikirchen Englands wurde zum ersten Male eine Frau, Frau G. Cadbury, die Vertreterin der Quäker, gewählt. —

Viele amerikanische Kirchen haben eine ständige Radioeinrichtung, damit franke oder sonst abwesende Gemeindeglieder die Hauptgottesdienste hören können. —

Erzbischof Eulopius bereist Deutschland von Amtswegen. Er glaubt an die Wiederaufrichtung Rußlands im Geiste Christi. Die meisten abtrünnigen Bischöfe lehrten wieder zurück; die Glaubensfreudigkeit des Volkes sei in den Verfolgungen gestählt worden. —

Liebesgaben.

Für die Heidenmission von den Konfirmanden in Alto Rio do Testo: Emil Krüger 1\$400, Anna Rahn, Irma Rauch, Wanda Ehme, Edith Passold, Gertrud Frahm, Ella Kamme, Emil Viefeld, Emil Baumann je 1\$000; Selma Holz 0\$900; Frieda Erdmann, Selma Schade, Selma Gustmann, Alwin Küsterberg, Albert Biele je 1\$000; zusammen 15\$300.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Pfarrer Goosmann.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag 3. Aug., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Beldior; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Bahú (P. Ollas).

Sonntag, 24. Aug., 7½ Uhr abends, Gottesd. in Blumenau (P. Goosmann).

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 10. Aug., Gottesd. in Serafim.

Sonntag, 17. Aug., Gottesd. in Untere Massaranduba.

Sonntag, 24. Aug., Gottesd. in Itoupava; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Braço do Sul.

Sonntag, 31. Aug., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 7. Sept., Konfirmation und heil. Abendmahl in Fideles.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ollas.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 10. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Testo Central.

Sonntag, 17. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Fortaleza. Danach Aufnahmeprüfung der Konfirmanden.

Sonntag, 24. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Encano do Norte.

Sonntag, 31. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 3. Aug., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 10. Aug., Gottesd. und heil. Abendm. in Pommerode.

Sonntag, 17. Aug., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 24. Aug., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 31. Aug., Gottesd. in Pommerode.

Die Gottesdienste beginnen um ½10 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 3. Aug., Gottesd. in Beneditto Novo.

Sonntag, 10. Aug., in Carijos; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Obermulde.

Sonntag, 17. Aug., Gottesd. in Freiheitsbach.

Sonntag, 24. Aug., Gottesd. in Timbo; danach Kindergottesd.

Sonntag, 31. Aug., Gottesd., Konfirmation und heil. Abendmahl in Rio Abda.

Sonntag, 7. Sept., Gottesd. in Beneditto Novo; nach dem Gottesd. Konfirmandenaufnahme.

Die Gottesdienste beginnen um ½10 Uhr vorm.

Pfarrer Hohlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 3. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Ob. Rafael.

Sonntag, 9. Aug., 8 Uhr abends, Gottesd. in Canellabach.

Sonntag, 10. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Breslau; 8 Uhr abends, Bibelstunde in Hammonia.

Montag, 11. Aug., 8 Uhr abends, Gottesd. in Sandbach.

Sonntag, 17. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Taquaras.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 10. Aug., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Braço do Trombudo.

Sonntag, 17. Aug., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Bombas; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Pouso Redondo.

Sonntag, 24. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Mosquito.

Sonntag, 31. Aug., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Contra.

Sonntag, 7. Sept., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Tanó.

(Am 6. Sept., wegen der Reise nach Tanó, keine Trauungen!)

Pfarrer Pöschl.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 3. Aug., 9 Uhr vorm., Gottesd. und Kindergottesd.

Pfarrer Ratsch.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 10. Aug., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 17. Aug., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 24. Aug., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 31. Aug., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 7. Sept., Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratsch.